

rieren? Zweitens wird in Kapitel 5.6 resp. 6.2.4 auf das Phänomen der Partizipation und Teilhabe am Programm der Musiksender eingegangen, unterschieden wird dabei eine starke (Protest in Blogs) bzw. schwache (Voting) Teilnahmemöglichkeit: Hier fehlt leider eine systematische Aufarbeitung der seit den 1970er Jahren anhaltenden Diskussion um Beteiligungs- resp. Partizipationsoptionen des Publikums gegenüber den Machtapparaten der Sender. Und drittens wäre eine breite Ausarbeitung der umfanglichen geistes- und sozialwissenschaftlichen Diskussion um den Begriff der Authentizität instruktiv gewesen: Dem Begriff kommt in der Studie zwar eine tragende Bedeutung zu (Schlüsselkategorie „Reflexive Authentifizierung“), er wird jedoch nur knapp und nur sehr selektiv theoretisch hergeholt (Kap. 6.4).

Mit Blick auf die theoretische Gesamtdiskussion fällt zum anderen auch auf, dass die theoretischen Ansätze, auf die die Autorin referiert, nicht systematisch, teils sogar nur fragmentarisch aufeinander bezogen werden: Klassiker wie Austin oder Searle erhalten nur wenige Zeilen Aufmerksamkeit (S. 68f.) oder auch der forschre Tour d'Horizon durch das Oeuvre der medien- und kommunikationswissenschaftlichen modernen Klassiker (S. 256f.) steht in einem gewissen Ungleichgewicht zur Akribie, mit der die methodischen Fragen und Probleme beantwortet und gelöst werden. Überaus viel Platz erhält das dekonstruktivistisch orientierte Werk von Judith Butler, das argumentationsstrategisch tragend – aber m.E. nicht hinreichend überzeugend – als sozialisationstheoretische Perspektive eingeführt wird. Und dieser Umstand gibt schließlich Gelegenheit, der Verwunderung Ausdruck zu verleihen, dass eine explizit erziehungswissenschaftliche Studie kein systematisches Kapitel zum Thema Erziehungs- und Bildungstheorien beinhaltet. Vielleicht hat die Autorin diese Irritation auf sich zukommen sehen und der Studie deshalb auch eine Passage aus Goethes Faust I vorangestellt, in dem es um die Bedeutung der *Praxis* geht. Dort heißt es: *Am Anfang war die Tat, nicht das Wort!* Dieses Zitat findet sich auch beim klinischen Psychoanalytiker René Spitz, der es seinerzeit seiner Studie zur Entwicklung des Selbst beim Kind nachgestellt hat (engl. Orig. 1957, dtsh. 1959, Neuauflage 1970, S. 127). Sie trug den Titel „*Nein und Ja*“, thematisierte „*Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*“ und wurde Teil der in den 1970er Jahre einsetzenden sozial-konstruktivistisch orientierten Neubegründung der Sozialisations- und Bildungstheorie, die gerade auch gegenüber dekonstruktivistischen Ansätzen bis heute Gel-

tung beanspruchen kann. Trotz dieser Kritik ist der vorliegenden sehr interessanten und relevanten Studie uneingeschränkt eine engagiert geführte Rezeption und Folgekommunikation zu wünschen.

Klaus Neumann-Braun

Franz Steinfort

Hörspiele der Anfangszeit

Schriftsteller und das neue Medium Rundfunk
Essen: Klartext, 2007. – 372 S.

(Düsseldorfer Schriften zur Literatur- und Kulturwissenschaft; 4)

ISBN 978-3-89861-1835-9

Rundfunk und Literatur – zu dieser mitunter schwierigen Beziehung wird in Deutschland – wenn nicht mit Hochdruck, so doch recht stetig – gearbeitet. Eine Basis bildet der Umstand, dass an bislang traditionell germanistischen Instituten nun „Medienkultur“ gelehrt wird. Ein Erfolg ist in den sich ausdifferenzierenden Methoden zu erkennen, die „Literatur im Mediazeitalter“ zu analysieren. Die thematischen Zugänge zu diesem Arbeitsgebiet, das in der interdisziplinären Schnittstelle von Literatur- und Medienwissenschaft liegt, sind höchst unterschiedlich. Vorüber scheinen jedoch die Zeiten, in denen einzelne Hörspielinterpretationen als medienwissenschaftliche Neuerung angepriesen werden konnten; die programmgeschichtlichen Forschungen der 80er und 90er Jahre setzen hier mittlerweile Standards. Aber auch medienliterarische Studien zu einzelnen Schriftstellern beziehen nicht mehr nur einfach deren Rundfunkarbeit mit ein, sondern bedienen sich eines ausgefeilten Instrumentariums, um sozialgeschichtliche Fragen zur intermedialen Produktion und Publikation zu stellen, oder sie erfassen mit sozialwissenschaftlichen Methoden die Strategien eines Autors, den sie als einen von mehreren Akteuren in einem literarischen Feld begreifen.

Vor dem Hintergrund dieser Forschungslandschaft verdient die Studie von Franz Steinfort Aufmerksamkeit. Sie wurde 2007 als Dissertation in Düsseldorf angenommen und stellt ein – wie der Verfasser schreibt – „quasi Nebenprodukt“ (S. 7) des von Gertrude Cepel-Kaufmann geleiteten Forschungsprojekts zum „Bund rheinischer Dichter“ dar. Zielsetzung der Doktorarbeit ist es, jenseits der bekannten Namen Bertolt Brecht und Alfred Döblin unbekannte(re) Autoren in den Blick zu nehmen, die – so Steinfort – „letztlich viel näher am Medium arbeiteten“ (S. 9) und für die das in der

Weimarer Republik neue technische Medium ein „wirkliches Betätigungsfeld“ (S. 9) war. Steinforts Auswahl fiel auf die Autoren Alfons Paquet (1881-1944), Eduard Reinacher (1892-1968) und Hermann Kesser (1880-1952).

Die Vorstellung dieser drei literarisch und politisch höchst unterschiedlichen Vertreter des literarischen Betriebs in der Weimarer Republik (S. 61-299) erfolgt jeweils in drei Schritten. In einem ersten Teil wird der literarische Ansatz des Autors vorgestellt und Grundfragen behandelt, mit denen sich der Autor auseinandersetzte. Biografische Informationen geraten nur am Rand ins Blickfeld. Die parallel gebildeten Kapitelüberschriften verdeutlichen bereits die verschiedenen poetischen Konzeptionen der ausgewählten Schriftsteller: „Kunst als Dokumentation des Anderen“ für den „pragmatischen Typ“ Alfons Paquet (S. 63), der als Weltreisender den Augenblick festhalten will; „Kunst als Sinngebung der Wirklichkeit“ für den antimodernen Poeten Eduard Reinacher, dessen „lebensphilosophische Versenkung in die Poesie“ (S. 159) ihn sich in die Fänge des „Dritten Reiches“ verstricken lässt; und „Kunst als gesellschaftskritisches Engagement“ für den „links stehenden“ Hermann Kesser (S. 219), den „Typ Schriftsteller der Weimarer Republik, der den Fortschritt der Technik und der Wissenschaft begrüßt“ (S. 224). – Der zweite Teil des Essays ist jeweils gleichlautend als „Auseinandersetzung mit dem neuen Medium“ übertitelt. Hier entwickelt Steinfert eine radio-phone Werkgeschichte, beginnend mit dem ersten Kontakt zum Medium Rundfunk und endend mit Neuinszenierungen in der Nachkriegszeit. Sowohl in Teil eins als auch in Teil zwei breitet der Verfasser eine Fülle von Details aus, zitiert aus Nachlassmaterialien und entlegenen Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln. – Der dritte Teil schließlich widmet sich einzelnen Hörspielinterpretationen. Von Paquet werden „Gaswelt“ und „Schattenseite“ behandelt, von Reinacher „Der Narr mit der Hacke“, „Von dem Fischer und seiner Frau“ und „Josef Franz Gros“ sowie von Kesser „Schwester Henriette“, „Rotation“, „Absturz“ und „Attentat im Theater“. Einen Schwerpunkt bilden hier philologische Probleme, wenn Steinfert die Fassung von aufgefundenen Autorenmanuskripten den bis dahin bekannten Textfassungen gegenüberstellt.

Franz Steinfert zeigt auf den insgesamt 372 Seiten seiner Doktorarbeit mit über 2.100 Fußnoten eine große Materialkenntnis. Er unterzieht sich der mühevollen, aber verdienstvollen Erhebung von Sendedaten, die er in Anhängen dokumentiert (S. 307-342). Die vorliegende Ar-

beit bildet also eine Fundgrube an Einzelinformationen und speist sich aus der Auswertung der bis dahin wenig beachteten Nachlassmaterialien. Gleichwohl sind einige Punkte an dieser Studie irritierend und mitunter ärgerlich. Steinfert gelingen Einzelbeobachtungen. Diese bleiben allerdings nahezu ohne Verbindung zur übergreifenden Fragestellung: Wie reagierten die Schriftsteller auf ein neues technisches Kommunikationsmedium, das zu dem Set der vorhandenen Medien hinzutrat? Steinfert nähert sich seinem Untersuchungsgegenstand weitschweifig beschreibend; eine systematische Perspektive fehlt weitgehend, ebenso wie eine Einordnung durch den Vergleich mit den Reaktionen und Strategien anderer Autoren. Einige medienliterarische Studien, etwa zu Gerhart Hauptmann, Hermann Kasack und Edlef Koeppen oder zu den „jungen“ literaturmagischen Autoren Martin Raschke, Günter Eich, Artur Adolf Kuhnt und Peter Huchel am Vorabend des „Dritten Reiches“, zieht Steinfert nicht heran.

Das in der Arbeit immer wieder zum Ausdruck gebrachte große Engagement des Verfassers für seinen Untersuchungsgegenstand lässt ihn gelegentlich über das Ziel hinausschießen. Vor allem im zweiten Kapitel – überschrieben mit „Zum methodischen Vorgehen: Versuch einer ‚Hörspielphilologie‘“ (S. 15-34) – wird ein regelrechtes Beschwerdebuch geöffnet. Der Verfasser ist bemüht, zum einen Kenntnisse bis hin zur Geschichte des „Neuen Hörspiels“ auszubreiten, zum anderen teilt er nach allen Seiten kräftig Hiebe aus. Seine Gravamina sind alles andere als zimperlich formuliert (S. 24-26). So ziemlich allen namhaften Forschern wirft er „Ahnungslosigkeit und Naivität“ vor, sie seien „verschlafen“ und „schlampig“, manchen wird die Note „mangelhaft“ erteilt, andere werden beschuldigt, untereinander „unkollegial“ zu sein. Dieser Rundumschlag ist offensichtlich sogar Teil einer Verschwörungstheorie, denn Steinfert geht es ausdrücklich darum, seine Autoren und speziell den eher kontrovers zu beurteilenden Eduard Reinacher gegen eine „linke Kritik“ (S. 301) zu verteidigen. Steinfert will den Weg für Studien zu Autoren frei räumen, die „Opfer einer ideologisch durchsetzten Hörspielgeschichte“ (S. 301) geworden seien. Umso mehr fällt dann die streckenweise Inkongruenz der eigenen Arbeit mit den Postulaten ins Gewicht. Unvollständige und sehr ungenau formulierte Satzkonstruktionen stören; regelrechte Stilblüten fallen auf (Was sind „Auftritte vor und hinter dem Mikrophon“ (S. 303)?); Fachbegriffe wie Medienaneignung und Medienwirkung werden vollkommen unbedarf verwen-

det. Der 29. Oktober 1923 war – entgegen Steinforts einleitendem Satz (S. 9) – sicherlich kein Schock für die literarische Öffentlichkeit; und der Mangel an Tonträgern aus der Zeit des Weimarer Rundfunks ist kein Ergebnis von Löschaktionen (S. 32), sondern der gerade erst einsetzenden und lange Zeit noch schwer zu handhabenden Speichertechnik geschuldet. Solche Unachtsamkeiten sind zu bedauern. Der Mangel, eine übergreifende Fragestellung konsequent durch die Materialfülle hinweg zu verfolgen, ist zu beklagen. Eine systematische Auseinandersetzung mit der Frage, wie Autoren mit unterschiedlichem Berufsverständnis und Arbeitsalltag auf die Einführung eines neuen Mediums reagierten, steht noch aus.

Hans-Ulrich Wagner

Tanja Thomas (Hrsg.)

Medienkultur und soziales Handeln

Medien – Kultur – Kommunikation

Unter Mitarbeit von Marco Höhn

Wiesbaden: VS, 2008. – 321 S.

ISBN 978-3-531-15128-1

Der Titel der Aufsatzsammlung verweist auf zwei Problemfelder, die in aller Regel getrennt verhandelt werden: Der Begriff der Medienkultur referiert auf das Konzept der Beobachtung von Kultur eben als Medienkultur, das seit den späten 1980er Jahren diskutiert wird. Es geht zurück vor allem auf Studien von S. J. Schmidt und wurde mittlerweile weitergeführt in einer Reihe von Forschungsprojekten. Ein zweites Problemfeld zeigt die Formulierung „soziales Handeln“ an, das durch die (heimtückische) Kopula „und“ mit Medienkultur verkoppelt wird. Der Untertitel spricht mit den Begriffen *Medien – Kultur – Kommunikation* weitere, in den letzten Jahrzehnten breit verhandelte und sich überschneidende Problembereiche an. Ein solcher Titel fordert also zur Begriffsschärfung auf und lässt sie erwarten.

Dieser Aufgabe stellen sich vor allem die ersten beiden Beiträge, im Untertitel „Begriffsarbeiten zur Theorieentwicklung“ – in Sonderheit der erste. In beiden Beiträgen werden Gesichtspunkte zusammengetragen, die aus den Debatten der letzten Jahrzehnte bekannt sind. Dies muss kein Nachteil sein, da für dieses komplexe Feld ein systematischer Forschungsbericht durchaus hilfreich sein könnte. Allerdings mangelt es in beiden Beiträgen an einer systematischen Argumentation, die Probleme in ihrem Stellenwert bezeichnet, einordnet und darauf aufbauend Themen- und Problemhäufun-

gen sortiert. Stattdessen werden ganz unterschiedliche Referenzen angeführt, ohne ihre jeweilige Position im Argumentationsverlauf des Beitrags zu erläutern. So gibt es den Verweis auf S. J. Schmidt, der in einschlägigen Studien das Konzept von Medienkultur entwickelt hat, doch zugleich rekurrieren die Verfasser zustimmend auf Raymond Williams' vielfach verhandelte und kritisierte Definition von Kultur als „a whole way of life“, die aber nicht in ihrer Differenz zu Schmidts kulturtheoretischen Überlegungen gesetzt wird. Es wird von einem „cultural turn“ der Sozialwissenschaften gesprochen, ohne dass dieser präzisiert wird. Es wird auch nicht darauf eingegangen, ob und inwiefern dieser „turn“ wie so mancher andere lediglich auf neue Aspekte verweist oder ob er tatsächlich ein neues Paradigma begründen könnte. Der Leser gewinnt in der Lektüre dieser beiden ersten Beiträgen ein weiteres Mal die verdrießliche Einsicht, dass, sobald es um Kultur und Soziales, um Medien und Gesellschaft, um Alltag und Medien, Kultur und Alltag und um deren jeweils „integrative Vorstellung“ (S. 23) geht, alles mit allem zusammenhängt.

Die Publikation geht auf eine gleichnamige Ringvorlesung zurück, die im Wintersemester 2005/2006 an der Universität Lüneburg stattgefunden hat. Ringvorlesungen können unterschiedliche Funktionen erfüllen; eine gewisse Systematik, ein nachvollziehbares Konzept sollten sie allerdings in jedem Fall verfolgen. Ein solches Konzept wird weder in den ersten beiden Beiträgen noch im Gesamtaufbau der Studie sichtbar. Die ersten beiden Beiträge stellen große Themen und Probleme allzu assoziativ und knapp nebeneinander und kommen zu der populären Einsicht: „Further research is necessary“ (S.60).

Die folgenden vierzehn Beiträge sind nicht durch Zwischenüberschriften und damit eine Binnengliederung geordnet und sie lassen in der Reihenfolge, in der sie gedruckt sind, auch kein Ordnungsprinzip erkennen. Es gibt Beiträge zum „Medienalltag in der Netzwerkgesellschaft“, zu „Rituale(n) bei der mediatisierten Kommunikation in Paarbeziehungen“, zur „jugend- und mediakulturelle(n) Rahmung religiöser Erfahrung auf dem XX. Weltjugendtag 2005 in Köln“, zum „Wandel einer japanischen Jugendkultur“ (dargestellt am Beispiel von „Visual kei“), zu „Körperpraktiken und Selbsttechnologien in einer Medienkultur“ oder zu „Chancen und Grenzen unterhaltender Politikvermittlung“. Ich vermisste Beiträge, die problembezogen oder thematisch aufeinander aufbauen, einander ergänzen oder auch widersprechen. Das hätte einigen der in den Beiträgen an-